

**Probleme und Lösungen bei der Übertragung französischer Texte,
dargestellt am Beispiel einer lothringischen Grenzerzählung von Roger
Bichelberger**

Vortrag

14.12.1999

Irmengard Peller- Séguy



Wir sprechen heute über den französischen Schriftsteller Roger Bichelberger. So bezeichnet er sich selber. *»Ich bin ein französischer Schriftsteller, der in einigen seiner Werke lothringische Themen behandelt«*

Mit biografischen Angaben halte ich mich kurz. Roger Bichelberger ist 1938 in Alsting geboren. Er stammt aus kleinen Verhältnissen. Sein Vater war Maurer. Bis zu seinem sechsten Lebensjahr sprach er lothringisch, das ihm in der französischen Schule mit, sagen wir, nicht gerade einfühlsamen Methoden ausgetrieben wurde. Da sein Vater sehr früh verstarb, Roger war sechs, und die Mutter mit zwei Söhnen in ärmlichen Verhältnissen leben musste, erhielt der kleine Roger mit zehn Jahren auf Vorschlag seines Klassenlehrers, der wohl bemerkt hat, was in dem Jungen steckt, einen Freiplatz im Konvikt der Marianisten in Nancy. Dort öffnete sich ihm wie er sagt *»le paradis français«*, die Sprache und Kultur Frankreichs. Eine tief religiöse Erziehung und ein klassisch-humanistischer Bildungsweg haben sein Weltbild geformt, das sich im gesamten bisherigen Werk spiegelt. Ebenso seine profunden Kenntnisse der Weltliteratur.

Von Bichelberger sind bisher 19 Bücher erschienen, davon 10 Romane, das Übrige sind Essays und zwei Lyrikbände. Es macht wenig Sinn, hier alle Titel aufzuzählen, aber mit einigen Werken werden wir uns ausführlicher beschäftigen.

Sein erster Roman, *»A l' aube du premier jour«*, kam 1973 in Paris heraus. Ende der siebziger Jahre erschien der Roman *»Les noctambules«*. Eine verschlüsselte Autobiografie,

eine Suche nach seiner Identität. Die nationale ist klar, er fühlt sich als Franzose, aber die kulturelle? Zum Inhalt:

Ein Forbacher Notar geht durch die Wälder in ein kleines Dorf, zu seiner Mutter. In der Manteltasche trägt er die ›Pensées‹ von Pascal. Es werden aber in ihm auch Eichendorff-Gedichte lebendig, die ihm die Mutter, als er ein Kind war, gesungen hat. Schläft ein Lied in allen Dingen. Der Mann geht, ich zitiere den Autor, den Gang zu den Müttern, ist auf der Suche nach der ›Blauen Blume‹ des Heinrich von Ofterdingen. Clarté française und romantisme allemand. Ich erwähnte, er ist Literaturwissenschaftler. Das ist für die Form des Romans, über den ich jetzt sprechen möchte, wichtig.

»*Le jour de notre amour*«, die Morgenröte, das Aufkommen, Aufblühen unserer Liebe, ist ein Briefroman, angeregt durch Héloïse und Abélard. Die getrennten Liebenden, Pierre und Armelle schreiben sich Briefe. Der Hauptteil des Romans spielt in der Abtei St. Gildas in der Bretagne, wo auch Héloïse gelebt hat. Pierre unternimmt weite Reisen, und kommt eines Tages an die Autobahnkirche in Baden- Baden. Und diesen kleinen Ausschnitt möchte ich jetzt lesen.

Die Autobahn von Baden- Baden

»Es war nicht schwierig, sie am Ausgang von Baden- Baden hinter dem Gelände einer Autobahntankstelle zu finden. Wie ein riesiges Zelt richtete sie sich auf inmitten einer weiträumigen Grünfläche, die an den vier Punkten der Windrose begrenzt war durch eindrucksvolle Türme mit Skulpturen.

Beim Nähertreten blieb ich gleich vor dem ersten dieser Türme stehen, einer Art monolithischem Block, der auf seinen vier Seiten reliefartige Figuren trug. Eine von ihnen hat sogleich meine Aufmerksamkeit erregt.

Sie stellte einen Riesen dar, einen Koloss auf tönernen Füßen, eingeschlossen und beinahe verschlungen durch die wirbelnden Wasser einer Sintflut. Noch hielt er sich auf einem Autotransporter, der ihn auch mitzog. Anstelle des Kopfes trug er einen großen Wagen auf den Schultern, seine Brust bevölkerten Gesichter im Streit, einige von ihnen trugen Brillen, um die Zugehörigkeit zur intellektuellen Schicht anzuzeigen, und anstelle des Geschlechts grinste eine Fratze, umgeben von gekrümmten Fingern. Dieses Monster, dessen Fäuste die Symbole der industriellen Macht trugen, faszinierte mich. Je mehr ich es betrachtete, um so mehr erkannte ich in ihm den Menschen unserer Zeit: Alles zeigte um die Wette die Anbetung des goldenen Kalbes, den Kult von Idolen, die Gewalt und gleichzeitig eine große

Zerbrechlichkeit. Unbehagen ergriff mich bei diesem Schauspiel, und, wenn, ich mich auch nicht völlig identifizierte mit diesem Herold unserer Zeit, erkannte ich doch in mir selbst einige Attribute und das genügte, mich in Verwirrung zu setzen. Ich nahm wieder meinen Rucksack, ließ alle anderen Skulpturen dieses Turmes unbeachtet und ging in Richtung eines nach dem Himmel offenen Tores, dessen rechte Seite mir ins Auge fiel; eine langgestreckte Steinmasse, die gezeichnet war mit der Sittenlosigkeit Sodoms und des geräderten Menschen, Ixion auf dem Rad seiner Laster, das sich im Winde seiner Leidenschaften dreht. Ich sah mich wie im Spiegel, so, wie ich war vor unserer Begegnung, Armelle. Das war mir unerträglich und ich floh, eilte die Stufen der Pyramidenkirche hinauf bis zu einem vielfarbigen Tor, wo ich inmitten von Blumen die Umrisse eines Kreuzes erkannte.

Das Leuchten der Glasfenster hat mich geblendet, dieses Blau, dieses Rot, dieses Gold, von der Sonne entflammt und ich erhob die Augen zur Spitze der Pyramide, wo, durch eine Öffnung gegen den Himmel nur noch das Weiß herrschte, in dem alle Farben dieser Welt vereint sind.«

In diesem Textausschnitt zeigen sich Gedanken zu moderner Kunst und Architektur, das Medium Kunst umgesetzt in das Medium Literatur.

In den verschiedenen Textproben meiner Übersetzungen, die ich heute bringen möchte, gehe ich nicht chronologisch nach dem Erscheinen der Bücher vor, sondern möchte versuchen, ihnen die literarische Bandbreite des Autors vorzustellen.

Als nächstes werde ich ein Kapitel aus einem neueren, erst 1997 in Paris erschienenen Roman lesen »**La nuit de Dante**«, »Dantes Nacht«. Es geht um Dante Alighieri, den Dichter der »Göttlichen Komödie«. Kurz zum Inhalt von »Dantes Nacht«:

Die beiden Gegenspieler sind Papst Bonifaz VIII, ein skrupelloser Despot, der vor keinem Verbrechen zurückscheut, auch nicht vor Mord. Der Papst will die Freie Stadt Florenz dem Kirchenstaat einverleiben, um so seine weltliche Macht zu vergrößern. Dante Alighieri ist der Wortführer des florentinischen Widerstands gegen den Papst. Er lässt sich von den Räten der Stadt als Gesandter der Toscana nach Rom schicken. Sträflicher Hochmut, sich mit der päpstlichen Macht anzulegen. Bei Dantes Erscheinen in Rom lässt ihn der Papst sofort verhaften und in den päpstlichen Kerker werfen. Dort muss er einige Monate bei

Hunger und Kälte verbringen. In der Zeit lässt Bonifaz Florenz erobern und vollkommen zerstören. Als abschreckendes Beispiel soll Dante dort auf dem Scheiterhaufen wegen Ketzerei enden. Doch Dante wird die Flucht aus dem Kerker ermöglicht. Er sucht Zuflucht in den Wäldern des Latium – dem düsteren Wald der Göttlichen Komödie. Erschöpft, halb verhungert quälen ihn Wahnvorstellungen, er fürchtet, dass die Häscher des Papstes ihn noch einholen. Zu dem Text, den ich jetzt lesen werde, möchte ich noch ein paar Erklärungen beisteuern.

Die Tiersymbolik findet sich in der Göttlichen Komödie, aber Dante hat sie schon aus dem Alten Testament übernommen, bei Jeremias 5. Der Gepard steht für das lasterhafte Leben, das der junge Dante geführt hat, die sexuelle Ausschweifung. Im Gegensatz dazu die mittelalterliche Vorstellung von der himmlischen Liebe, bei Dante in Gestalt der Beatrice. Der Löwe ist das Symbol des Hochmuts, der Überheblichkeit, des Größenwahns, sowohl des Papstes als auch Dantes. Die Wölfin steht für Rom und die päpstliche Gier nach Reichtum und Macht. Es handelt sich um eine Anspielung auf die Sage der Gründung Roms. Der Roman spielt in einer einzigen Nacht, in der Dante im Wald umherirrt. Das gesamte Geschehen vollzieht sich in einer Rückblende, in der Erinnerung des Flüchtlings. Am Ende dieser schrecklichen Nacht hat er das Konzept für die Göttliche Komödie gefunden. Die sieben Szenen im düsteren Wald sind von geradezu berausender sprachlicher Gewalt. Das bringt Probleme der Übersetzung. Doch das ist ein anderes Thema. Und nun Dante im düsteren Wald.

»Der Flüchtling taumelt, als er endlich, am Ende seiner Kräfte, den Waldrand erreicht. Er bemerkt kaum die schweren schwarzen Wolken, die über den Gipfeln hängen, den Wind, der das junge Laub der Baumkronen kräuselt und die Blitze, die bedrohlich das Firmament durchzucken. Die Hände vor sich ausgestreckt, geht er, wie tastend, drückt die niedrigen Zweige des Waldsaumes beiseite und dringt in den Hochwald vor. Hier fällt er zu Boden, ohne auch nur Zeit zu finden, an seinen Brotbeutel zu denken, um ihm einen Bissen und Wasser zu entnehmen.

Da liegt er nun auf dem Rücken, mit geöffneten, wirren Augen.

»Wo bin ich?«

Das kaum vernehmbare Murmeln seines Mundes, Schutt durcheinandergewürfelter Wörter, verliert sich im dumpfen Grollen des tobenden Gewitters. Um ihn herum Baumstämme, nichts als Baumstämme, dick wie die Pfeiler einer Abteikirche. Unter seinen Fingern, die

sich in den Boden krallen, ein Teppich aus trockenem Laub und Nadeln. Der Winter ist noch nicht lange vorbei. Über seinem Kopf, hoch oben ein schon dichtes Gewölbe, das noch zur Düsternis beiträgt.

Der Reisende, voller Unruhe, versucht, sich aufzurichten, es gelingt ihm aber nicht. Übermäßig ist seine Schwäche. Die Finsternis, rätselhaft, voller Echos, verwirrt ihn im Augenblick: Rascheln der Blätter, Zerreiben, Knarren der Äste, irrer Wind, Kreischen aufgeschreckter Vögel, Gurgeln der Raubvögel und raues Fauchen beim Reißen der Beute. Gerüche liegen in der Luft: Fäulnis des Humus, Ausdünstungen wilder Tiere, penetranter Fleischgestank. In der Dunkelheit Blitze wie geschleuderte Fackeln, und Irrlichter, hier und dort und überall, vermischt mit Donner, der sich an den Stämmen bricht. Die Erde bebt. Wo sich festhalten? Der Mann glaubt, ohnmächtig zu werden. Vom Schwindel erfasst, schließt er die Augen: Man kann nicht vor sich selbst entfliehen.

Das Brüllen eines Raubtieres, nah, ganz nah, lässt ihn aufspringen. Er sperrt die Augen wieder auf. Doch nichts. Nichts außer diesen Stämmen, hochstrebend, ähnlich den Türmen von Florenz, die in der Dunkelheit verschwimmen. Für einen Augenblick sieht er, wie in einer Luftspiegelung, die Mauern seiner Stadt, ein wahres Korsett aus Stein und er entdeckt das Scharlachrot der Ziegeln, die Farbe des Blutes. Wie eine Kriegerin umrüstet sich Florenz... Und dann, nichts wie Baumstämme und dieses Brüllen, das kommt und geht zwischen dem ständigen Ächzen, dem Grollen des Gewitters, diesem Rufen, diesem Klagen, Zischen, Bellen und Schreien.

Mit großer Mühe ist es dem Dichter gelungen, sich auf seine Ellenbogen aufzurichten. Plötzlich nimmt er einen Sprung zwischen zwei Stämmen wahr, den Widerschein eines Raubtiers, ein Fliehen. Er reibt sich die Augen: Nein, er träumt nicht. Das Tier ist da, geschmeidig und in Bewegung, das Fell gefleckt: la lonza, der Gepard, der ihm wohl bekannt ist und vor dem er Angst hat, wie man vor sich selbst Angst haben kann. Beim Versuch zu fliehen rollt sein Körper und stützt sich auf den anderen Ellenbogen. Der Sturm lässt ihn den Atem anhalten. Im Augenblick gilt seine Aufmerksamkeit einer samtene Tatzel und er sieht in das Gesicht eines Löwen, der direkt auf ihn zukommt, ‚das Haupt erhoben, voll wütenden Hungers‘. Er sieht sich selbst wie in einem Spiegel, und voll Schrecken fällt sein Körper zurück. Windstöße in der Nacht, Grollen unter der Kuppel, Flimmern vor den Augen. Als ob er wüsste, dass es mit den Raubtieren noch nicht vorbei ist, richtet sich der Flüchtling wieder auf und seine angsterfüllten Augen durchforschen die Dunkelheit. Da!

Endlich losgelassen, abgemagert bis auf die Knochen, das Gesäuge erschlafft, die Wölfin, beladen mit allem Hunger dieser Welt. Die Wölfin ohne Erbarmen. Ihn, der geglaubt hatte, der Bestie entronnen zu sein, erfasst die nackte Angst und er heult los. Von der Höhe hallt das Echo wider, das Gewitter schleudert seine Blitze und der Donner dröhnt und bricht sich von Stamm zu Stamm. Aber jetzt, aufgestiegen aus der Unschuld der Kindheit, der sprudelnden Quelle, entspringt ein Schrei, ein Rufen, erst aufbrausend, schwankend, abgerissen, der sich aber schließlich aufdrängt. Ein Wort, ein einziges Wort:

»Beatrice!«

Die Wölfin weicht zurück, ein schmerzerfülltes Aufheulen, unsichere Sprünge. Der Löwe brüllt, dass der Wald erzittert. Der Gepard kläfft wie eine Hündin und entflieht.

»Beatrice! Bice!«

Dante Alighieri gelingt es, sich zu erheben. Aus seinem Brotsack hat er nun Wasser genommen und lange getrunken, dann hat er in den Kanten Brot gebissen, und unter seinen Zähnen haben die Erinnerungen den Geschmack guten Brotes.«

Ich komme jetzt zu dem Buch, das Bichelberger das Attribut Heimatdichter eingebracht hat, aber auch den Peter- Wust- Preis. *Un exode ordinaire*.



An einem Spätsommertag des Jahres 1939 kommt der Befehl zum Aufbruch. Zu Beginn des Krieges wird beiderseits der deutsch- französischen Grenze ein breiter Gebietsstreifen von der Zivilbevölkerung geräumt. *Ein Exodus* beginnt, ein ganz gewöhnlicher. Flucht und Vertreibung – ein exemplarisches Menschheitsschicksal.

Rückkehr der Menschen im Spätsommer 1940. Hüben wie drüben waren die Häuser geplündert, zerstört. Doch die Lothringer kehrten in ein vom Feind besetztes Land zurück. Schikanen. Merci oder Bon jour zu sagen, war unter Strafe verboten, ebenso das Tragen eines Beret. Bichelberger hat mir zu diesem Buch gesagt, er wollte die Erzählungen seiner Mutter niederschreiben. Nach vierzig Seiten

hat er die Arbeit aufgegeben. Eine reine Chronologie der Ereignisse war ihm zu wenig. Und dann, nach Jahren, begegnete ihm eines Tages wieder eine Gestalt der Weltliteratur,

Fürst Myschkin in Dostojewskis »Der Idiot«. So erfand er die Figur des Manuel, des Dorftrotzels, des religiös Verrückten. Ein bildschöner, starker Junge, aber der reine Tor, l'innocent, der Unschuldige. Der verbringt seine Tage in der Kirche, kennt alle Evangelien auswendig und lebt sie. Manuel, der Irre in Gott führt durch das Geschehen. Hier nun eine Szene, die, wie alles in diesem Buch einen historischen Hintergrund hat.

»Am nächsten Morgen weht die französische Fahne von der Spitze des Kirchturms, genau unter dem Turmhahn. Im Nu verbreitet sich die Neuigkeit von einem zum anderen Ende des Dorfes. Die Männer lachen sich ins Fäustchen, gehen auf die Speicher ihrer Häuser, heben einen Dachziegel aus und betrachten mit Genugtuung die Farben des Vaterlandes, das Blau, das Weiß und das Rot, die da im frischen Septemberwind flattern. Die alten Leute trocknen sich eine Träne mit dem Handrücken, den Frauen steigen Hitzten auf, die ihre Wangen röten. Nur die Kinder laufen durch die Straßen, bleiben stehen, sehen nach oben, die Hand über den Augen, und umringen wie ein Mückenschwarm eine Gruppe deutscher Soldaten in lebhaftem Gespräch.

Manuel hat das Haus durch die Hintertür verlassen, ohne dass es Angela bemerkt hat. Im Gässchen begegnet er dem Maax, der es scheinbar sehr eilig hat.

»Wo laufst den hin?«

»Honn jetzt keen Zeit, Manuel. Da, holl das und behalts, vielleicht kanscht du es emol gebrauchen. Du riskierst ja nix damit, wenn Du's ufm Kopf hast.«

Und schon ist der Maax verschwunden; Manuel dreht immer wieder die blaue Baskenmütze in seinen Händen, die ihm sein Kamerad überlassen hat. Er versteht nicht so recht, was der Maax gemeint hat, aber was tut's, die Mütze gefällt ihm, er setzt sie auf und macht sich weiter auf den Weg. Auf der Hauptstraße angelangt, hört er Kinder von der Fahne auf dem Kirchturm reden. Da beeilt er sich, schaut auch nach oben und nimmt die Soldaten gar nicht wahr.

»Was macht denn der Kerl da!«

Der deutsche Unteroffizier hat ihn schon bemerkt. Zwei Soldaten gehen auf Manuel zu und reden auf ihn ein, der aber versteht nicht, was sie von ihm wollen.

»Was gitts denn, was is'n loss?«

»Heil Hitler!«

Der Unteroffizier schnarrt seinen Gruß.

»Guten Tag!«

»Mütze abnehmen!«

Manuel hat gar nicht mehr an das Beret gedacht.

Der Mann vor ihm funkelt ihn an.

»Warst Du gestern Abend in der Kirche?«

»Joo, naddirlich«, sagt Manuel.

Der andere geht gar nicht mehr darauf ein.

»Abführen!«, brüllt er.

Plötzlich ändert er seinen Entschluss:

»Stehen bleiben! Was hast Du gestern in der Kirche gemacht?«

Manuel schlägt die Augen nieder.

»Raus mit der Sprache!«

»Ich...ich, ER hat mich gerufen und ich bin gekommen. Du, komm und folge mir.«

Der Unteroffizier schaut seine Leute an.

»Hältst Du mich zum Narren?«

»Es wor so scheen...« Unschuldsvoll murmelt er diese Worte vor sich hin, seine Gedanken schweifen und um seinen Mund spielt ein tiefgründiges Lächeln.

»Du lügst!«, kläfft der Deutsche.

»Du hast den Lumpen da oben aufgehängt und Du wirst ihn auch wieder herunterholen!«

Manuel schüttelt den Kopf.

»Das werden wir schon sehen!«

Der Unteroffizier schaut in die Höhe, als wolle er die Distanz abschätzen, dann gibt er seine Befehle. Gleich kommen zwei Soldaten mit einer hohen Leiter, die sie an den Kirchturm lehnen. Auf den Schultern aufgerollt tragen sie Seile, ergreifen schließlich Manuel, stoßen ihn erbarmungslos in die Kirche und von da auf die Treppe zur Orgelempore. Manuel hat gerade noch Zeit, einen Blick nach unten zu werfen auf die gekrönte Statue der Mutter Gottes und zu flüstern:

»Gegrüßest seist Du Maria.«

Am Ende des Ganges steht die Tür zum Glockenturm offen. Einer der Deutschen beugt sich aus der ersten Dachluke und befestigt das Seil am oberen Ende der hohen Leiter. Der andere sagt zu Manuel:

»Mach Dich jetzt fertig!«

Er selbst zieht seinen Rock aus, nimmt die Feldmütze ab und krempelt die Ärmel hoch.

Manuel legt das Beret in eine Ecke und tut wie der Deutsche.

»Wie heescht Du denn?«

Der Soldat ist verlegen.

«Wilhelm“, antwortet er. „Und Du?«

»Manuel, ich hees Manuel.«

Der andere senkt die Augen und macht ihm Zeichen, vor ihm die schmale Treppe hochzusteigen, die an der Innenwand nach oben führt. Ganz oben hängen die Glocken. An der zweiten Dachluke wirft der eine Deutsche dem anderen das Seil zu und mit Manuel zusammen stemmt er die Leiter an der Mauer hoch; dann knotet er das Seil am schmiedeeisernen Geländer fest.

»Und der, wie heescht dea donn?«

Manuel zeigt auf den anderen Deutschen, der jetzt zu ihnen heraufsteigt.

»Dieter«, sagt Wilhelm.

»Du hast diesen Streich sicher nicht alleine ausgeführt, die Nacht«, fragt Dieter, der ganz außer Atem oben angekommen ist.

»Ich...Ich honn gor nix gemacht«, sagt Manuel.

»Klar!«, erwidert der andere. »Das waren die Engelchen!«

»Da außen sinn Haken. Das iss vor die Leiter!«

Wilhelm kann das Lachen nicht verbeißen.

»Das hätst Du früher sagen können!«

»Ich honn nimmer dran gedenkt. Mir woore doch soo long fuat.«

Die beiden Deutschen werfen sich einen Blick zu. Dann haben die alle Mühe, die Leiter auf die andere Seite der Dachluke zu schieben und sie an den Haken festzuhängen. An jedem Treppenabsatz stemmen sie jetzt die Leiter ein Stück höher, um sie am nächsten Haken festbinden zu können. Aber bald hören die Stufen auf, und es führen nur noch einige Sprossen hinauf zum obersten Balkenviereck, auf dem der First ruht. Oben angekommen, sind die Männer schweißgebadet. Die beiden Deutschen plagen sich mit der schwankenden schweren Leiter, die ihnen beinahe aus den Händen gleitet, ehe sie sie gegen das Schieferdach lehnen können, wo sie sich an den Krammen fest hängt, gestützt auf die Balken der Querstange, auf der der Turmhahn sitzt und wo die Fahne angebracht ist.

«So, jetzt bist Du dran!«

Die beiden Deutschen sehen Manuel an.

»Bist Du sicher, dass Du schwindelfrei bist?«

»Joo, Wilhelm.«

»Wenn er doch letzte Nacht oben war...«

»Ich wor net drowe, Du kannscht mas glawe.«

»Ja, ... dann bist Du ja unschuldig.«

Vom Platz unten kommt ein langgezogener Schrei.

»Er ist mein Bruder. Er ist unschuldig.«

Angela wirft sich dem Unteroffizier zu Füßen und fleht. Die Alte und Fatta Joss sind neben ihr. Der Platz ist jetzt voll von Menschen.

»Jo ich bin unschuldig«, sagt Manuel, und schaut Wilhelm und Dieter an, die ihm das Seil um den Leib winden.

»Und warum ...«

Aber schon ist es zu spät. Manuel schwingt sich hinauf auf die Leiter, und die Augen zum Himmel gerichtet, klettert er langsam das Schieferdach entlang, den Körper angedrückt, alle Muskeln gespannt. Unten auf dem Platz herrscht bedrückende Stille. Endlich ist er am First des Glockenturms angekommen. Mit zitternden Fingern versucht er immer wieder, das Seil, mit dem die Fahne festgebunden ist, zu entknoten; die Falten des Stoffes hüllen ihn ein und nehmen ihm die Sicht. Alles auf dem Platz schaut nach oben. Manuel da oben wird nicht fertig. Die große Fahne

deckt ihn fast völlig zu. Endlich hat Manuel die letzte Befestigung losgemacht. Er versucht nun, die Fahne einzurollen, aber der Wind verfängt sich in ihr und entreißt sie ihm beinahe. Der Junge hängt gefährlich über.

»Lass sie doch runterfallen!«

Der Unteroffizier hat das unten gerufen. Manuel scheint ihn nicht gehört zu haben. Er kämpft immer noch mit den Falten der flatternden Fahne; plötzlich aber tastet er sich blindlings die Leitersprossen herunter.

»Wirf sie doch runter!«

Wilhelm und Dieter beugen sich zur letzten Dachluke heraus und verdrehen sich den Hals, um den Jungen zu sehen. In diesem Augenblick verfehlt Manuel eine Sprosse; sein Körper streckt sich ruckartig, die rechte Hand, mit der er sich gehalten hatte, lässt los und er fällt ins Leere.

Unten ein gellender Schrei.

»Mutter Gottes« ...

Er hat wohl die Augen zu gleicher Zeit geschlossen wie Angela. Aber, oh Wunder! Wie hat er sich nur mit beiden Händen an der letzten Sprosse fangen können! Er hat das Gefühl, es würden ihm die Arme ausgerissen und er spürt nicht sofort die beiden harten Fäuste, die seine Beine festhalten. Dieter und Wilhelm sind mehr als zur Hälfte hinausgebeugt über den Abgrund. Die große blau-weiß-rote Fahne schwebt zwischen der Menge und Manuel, übergroß und langsam, ganz langsam kommt sie nach unten, während oben die beiden Deutschen den Franzosen aufgefangen haben und ihm jetzt helfen, in den Glockenturm zurückzukriechen und ihn zum ersten Treppenabsatz zu bringen. Da oben, da gibt es jetzt keine Deutschen und Franzosen mehr, nur drei junge, atemlose Männer, die sich weinend in die Arme fallen.«

Das Buch, aus dem ich zum Abschluss lesen werde, heißt **»Glück Auf!«** Die darin enthaltene Novelle von Bichelberger ist eine Gefälligkeitsarbeit. Die Action culturelle im lothringischen Kohlebecken wollte ein Erinnerungsbuch über den lothringischen Kohlebergbau herausgeben und hat unter der Bevölkerung eine Menge Fotos erbeten. Die Bitte um den Text ging an Roger Bichelberger und der schrieb die Novelle „Le tiroir aux souvenirs“ und weil man wusste, dass in den alten Bergmannsfamilien kaum französisch gelesen werden kann, bat Roger mich um die Übersetzung. Das Buch ist zweisprachig. Es vermittelt ein eindrucksvolles Bild des Bergmannslebens und der Familien. In der Person des alten Louis, des lothringischen Bergmanns ist sozusagen ein Archetypus des Menschen im Grenzland geschaffen, der unser jetzt zu Ende gehendes Jahrhundert durchlebt und durchlitten hat.

Die Schublade der Erinnerungen

Seit Wochen schon hat der Alte von der Mühle diesen Weihnachtsabend in Furcht und Sorge erwartet. Seine ersten Weihnachten als einsamer Mann. Seine Jenny, die hat er vor knapp drei Monaten zu Grabe getragen; sie hatte es doch fertig gekriegt, als erste zu gehen mit ihren kaum achtzig Jahren, sie, die ihn so gerne überlebt hätte, weil sie, so sagte sie wenigstens, befürchtete, dass er sich allein nicht helfen könnte. Und damit hat sie auch recht gehabt. Er behalf sich nur sehr schlecht. Jeden Abend erzählte er ihr sein Elend, wenn er sie auf dem Friedhof besuchte.

An diesem Abend war der Grabhügel weiß eingehüllt, wie auch die ganze Umgebung. Seit zwei Tagen fiel der Schnee und hat das »schwarze Land« in ein Land des Lichts und der Träume verwandelt. Der Alte fand sich nicht mehr zurecht, er suchte, wie um sich zu vergewissern, am Horizont den Förderturm der Grube Simon. Die Berghalden sahen aus wie weiße Pyramiden; ihre Spitzen berührten die tiefhängenden Wolken, die schwer mit Schneeflocken beladen waren und die ohne Unterlass über die Behausungen der Menschen hinwegzogen.

-»Jenny ...«

Das Gemurmel des alten Louis schien erstickt, wie seine Schritte in dem dichten Teppich, der die Alleen bedeckte. Irgendwo krächzten Raben unheilverkündend. Ganz in der Ferne rief der verschleierte Ton einer einsamen Kirchenglocke.

-»S'ischt Weihnachten, Jenny, Weihnachten.«

Schon hat der Schnee die kleine Tanne zugedeckt, die Louis hingesetzt hat zwischen die welken Kränze.

-»Bis morje, Jenny!«

Der kleine gedrungene Schatten des alten Bergmanns bewegt sich hinauf zum offenstehenden Tor und dann hätte man ihn sehen können, wie er die Straße entlang trottete, wäre nur eine Menschenseele draußen gewesen zu dieser Stunde, in der die Leute zusammenhocken in der warmen Stube, rund um den Weihnachtsbaum, in Erwartung der glänzenden Augen der Kleinsten, ihrem kindlichen Staunen und ihrer Freude.

Als er zuhause ankam, stocherte er zuerst mit der eisernen Spitze seines Stockes auf den Stufen, ehe er hinaufstieg. Von der Haustür aus warf er noch einen kleinen Blick zurück auf die verlassene Straße.

»Weihnachten«, murmelte er.

Dann schloss sich die Tür zu seiner Einsamkeit, leise, ganz leise, um nicht den Fall der weißen Flocken in der Abenddämmerung zu stören, und auch nicht das stille Glück der Familien, die um das wärmende Feuer geschart sind. Er füllt seinen Dauerbrenner randvoll mit gutem lothringischen Koks, müht sich ab, den halbvollen Eimer auf seinen Platz zu schleifen, ordnet umständlich seine Schuhe und seine durchnässten Kleider, bis er sich endlich ganz nah an den Ofen setzt, in den

Schein der Stehlampe, vor den niedrigen Tisch, auf dem ihn seine Jenny mit schelmischem Lächeln erwartet, mit Blicken, so lebendig und so nah, dass er am liebsten jedes Mal mit ihr gesprochen hätte, wenn er das alte Foto zur Hand nahm.

-»Ja, ja, so isses«, murmelt er.

Mit dem Handrücken wischt er sich die feuchten Augen und grummelt:

-»Bei der Kälte rinnen mir immer die Augen«.

Er reibt die Handflächen auf seinen Knien und lächelt. Wenn seine Jenny jetzt da wäre, würde sie sicherlich wieder mit ihm schimpfen: hat er doch schon wieder die alte, verschlissene Cordsamthose an, die sie schon längst aus dem Hause haben wollte? Und hat er denn nicht schon wieder die alten Schlappen an den Füßen? Aber er liebt sie eben wie ein altgewordenes Haustier.

-»Was wilschte denn, Jenny ...«

Die große Standuhr hinter ihm schlägt lange und feierlich.

-»Erscht siwwe Uhr.«

Heute Abend ist ihm nicht danach, etwas zu essen, er hat keinen Hunger, würde nichts herunterkriegen. Und, wie um dem unvermeidlichen Tadel seiner Jenny zu entgehen, senkt er den Blick, als er sich über den Tisch beugt, um die schwere Schublade herauszuziehen, die bis obenhin voll ist mit Fotografien und Zeitungsausschnitten. Die Schublade der Erinnerungen ...

Mit seinen zittrigen Fingern hat Louis die ganz oben in der Schublade liegenden Zeitungsausschnitte gegriffen, Berichte über die drei unheilvollen Tage im Februar 1985, und er betrachtet die Fotos der mehr als zwanzig jungen Bergleute, die sie bereits angetreten haben, die große Reise, brutal und grausam an einem Wintermorgen, und die eine ganze Gegend in Trauer und Verzweiflung versetzt haben. Gérard, François, Jean, Marcel, Michel ..., er, Louis, spricht ihre Namen aus als rief er nach Kindern oder nach kleinen verlorenen Brüdern. Charles, Denis, Alain, Sébastien, Dominique, Oulaïd, Laurent ... seine Stimme wird brüchig über diesen Namen, liebe Jungen, die noch ihre Zukunft vor sich hatten ... die mörderische Grube hat sie in wenigen Sekunden hingemäht und die Geretteten sahen aus, als wären sie der Hölle entronnen, als wäre die Unruhe und die Angst der wartenden Menge nichts im Vergleich zu dem Schrecken, den sie im Angesicht des Todes erlebt haben. Louis sieht mit Augen, die nichts sehen oder vielmehr, die über das hinausschauen, was sie betrachten: Im Land der Erinnerungen erscheinen vor ihnen die anderen schweren Grubenunglücke. Ganz mechanisch reihen seine Hände eines an das andere dieser schrecklichen Bilder: den von Kerzen erleuchteten Katafalk in Stiring-Wendel, die Trauerfeier auf dem Kreuzberg ... er sieht sich wieder vor den zweiundzwanzig Särgen, inmitten seiner alten Kameraden, die wie er gekommen waren, um den Opfern die letzte Ehre zu erweisen.
Glück Auf!

Der Louis, er erinnert sich noch gut an die Griwweljahre, als er Kohlen sortierte, er war noch beinahe ein Kind, als er die Welt der Männer kennenlernte. Eine raue Welt, in der es teils grob, teils herzlich zuging, und in der er, der Lausbub, der er war, davor Angst hatte, sich nackt unter der Dusche zu zeigen, mitten unter diesen stämmigen, muskulösen und behaarten Männerkörpern im besten Alter. Harte Bräuche waren das, ja harte Bräuche, gerade für den, der eben erst aus der Schule gekommen ist. Aus der deutschen Schule, versteht sich. Aber, was hat das schon zu bedeuten. Die Schule schmeckt wie gesegnetes Brot, wenn man sie mit einem Abstand von beinahe einem Jahrhundert betrachtet, wie es der Louis an diesem Abend tut.

Sag mal Henri, hat dir nicht der Lehrer Sommer eines Tages gedroht, dich mit dem nackten Hintern auf die glühende Ofenplatte zu setzen? Zugegeben, im Rechnen war er eine absolute Null, aber, war das Grund genug? Louis erinnert sich nicht mehr genau, aber ein Grinsen verzerrt seinen Schnurrbart, wenn er an die verzweifelten Schreie des armen entblößten Kerls dachte, den die hemmungslos lachenden und boshaften Gesichter seiner Mitschüler nur noch mehr quälten. Was soll's! Als pädagogisches Mittel ...

In dieser Schublade voller Erinnerungen hat der Louis auch, er weiß es ganz genau, eine Menge von Bildern aus dem Krieg. Der Krieg, er war ein Teil seines Lebens. Zweimal ist er wie ein Tornado über sein Land gestürmt, zweimal hat er verwundet, verstümmelt und getötet, die Männer wie die Frauen um ihn herum. Nicht zu reden von den Kriegen in weiter Ferne, von denen die Kinder nicht mehr wiedergekommen sind: Indochina und Algerien.

Langsam und zaghaft sucht Louis die Kriegsfotos heraus und stapelt sie vor dem Bilderrahmen auf, aus dem Jenny aufmerksam zusieht.

Als im September 1939 der Krieg erklärt wurde, hat sie das nicht überrascht. Seit mehr als einem Jahr schon hat man ihn erwartet und die Frauen hatten ihre Bündel geschnürt für die Evakuierung. Aber ehe der Räumungsbefehl kam, waren die Männer schon einberufen worden, mit Ausnahme der Bergleute. Auch er, der Louis, musste noch nicht in die Kaserne. Mit Jenny und ihren beiden Jüngsten, der Marie, die knapp neun war und dem Jeannot von nicht einmal vier Jahren begleitete er das ganze Dorf an jenem denkwürdigen ersten September, an dem sie auf die Straße geschickt wurden mit ihren von Kühen gezogenen Fuhrwerken, beladen mit bescheidener Habe. Pierre, der Älteste war seinem gebrechlichen Großvater behilflich; mit seinen fünfzehn Jahren konnte er sich gut nützlich machen. Schließlich haben sie sich im Pas- de- Calais wieder zusammengefunden und für kurze Zeit wieder zu arbeiten begonnen, in der Zeit des »Sitzkrieges«, als die Soldaten da unten in Lothringen nicht auf den Feind schießen durften.

Und dann ... wie in einem Gruselfilm sieht Louis die Bilder des Mai 1940 vorüberziehen, die neuerliche Flucht, die Niederlage, die Ankunft der Deutschen und die Repatriierung. Aber ihr Dorf war für sie fremde Erde geworden, heimgesucht von feindlichen Uniformen. Trotz allem aber musste man sich zurechtfinden, musste versuchen, weiterzuleben, trotz des Verbots, »Bon jour« zu sagen, obwohl der eine oder andere ausgewiesen wurde, und trotz der allgegenwärtigen Bedrohung. Eine Art Scheinleben hat doch wieder begonnen. Die Kinder, Marie und Jeannot gingen wieder zur Schule, unter der Fuchtel eines deutschen Lehrers. Und »Lesebuch« und »Rechenbuch« waren wieder im Hause aufgetaucht.

Das größte Unglück war die Einberufung der jungen Lothringer in die Wehrmacht, das Unglück für Pierre, das Unglück für alle. Wohl wusste man, dass manch einer sich versteckt hielt in den Heuschobern, andere lebten auch in Unterschlüpfen im Wald, wieder andere versuchten »Frankreich« zu erreichen. Pierre hat lange gezögert, aber angesichts der Strafen, die man im Falle einer Fahnenflucht den Familien auferlegte, entschloss er sich, mitzugehen, wie Hunderte andere, die man später die »Malgré- nous«, die Zwangseingezogenen nannte.

Louis sieht ihn noch vor sich im Augenblick des Abschieds mit seinem Pappkoffer am Arm. Er sah so unglücklich drein, trotz des Lächelns, das er aufzusetzen suchte. Jenny hat ihn als Letzte umarmt und keine Macht der Welt hätte sie daran hindern können, in Tränen auszubrechen; der Junge lief fort und wagte nicht einmal sich umzudrehen.

Er ist nie wiedergekommen.

Louis besitzt von ihm nichts außer diesem Foto eines jungen Wehrmachtssoldaten mit unheimlich ernster Miene, der vermisst wurde irgendwo an der Ostfront im Laufe des schrecklichen Jahres 1944. Niemand hat jemals über die Umstände seines Todes berichten können, kein einziger Kamerad ist zurückgekommen, um Zeugnis abzulegen. Die arme Jenny war nahe daran verrückt zu werden im Laufe der Wochen und Monate, die der Vermisstennachricht folgten. Wenn sie doch wenigstens Blumen auf sein Grab hätte legen können wie man es für einen teuren Angehörigen tut ...

War das denn wirklich nötig, sich so schnell zu verheiraten, drei Kinder in die Welt zu setzen, den Krieg und die Trauerfälle durchzumachen, um schließlich allein diesen Weihnachtsabend zu verbringen? Welch ein Jammer! Louis denkt einen Augenblick zurück an seinen Pierre und er ist nahe daran, dass ihn das heulende Elend packt, weil so gar kein sichtbares Zeichen seines Verschwindens geblieben ist. Bei Jeannot wenigstens haben sich die Dinge anders abgespielt. Sie bekamen zumindest seinen Leichnam in einem schönen Metallsarg und dann gab es die Trauerfeier, mit der Armee und dem ganzen Drumherum. Jeannot war in Nordafrika gefallen und sie mussten ihn im Hochsommer, um den Himmelfahrtstag herum zu Grabe tragen.

Als ihr der Tod des zweiten Sohnes mitgeteilt wurde, glaubte Jenny wiederum, verrückt zu werden. Vor allem doch, weil davon die Rede war, dass er freigestellt werden sollte wegen Pierre, dem Malgré-nous. Und dann haben sie ihn schließlich doch geholt. Man hat nie genau erfahren, wie er zu Tode gekommen ist, das stand nicht auf dem Orden, den sie ihm auf den Sarg gelegt haben und auch nicht auf der Fahne, die ihn bedeckte. Aber es sind junge Leute aus dem Dorf zurückgekommen, und am Sonntag Abend erzählten sie im Bistro. Der Louis hat von dem schmutzigen Krieg erfahren, von den Folterungen, den Verstümmelungen, den Perversionen. Er schauderte, wenn er an seinen kleinen Jeannot dachte und hoffte von ganzem Herzen, dass ihm nie so etwas zugestoßen wäre, seinem Jungen, und insbesondere, dass er niemals Herz und Hand an solche Abscheulichkeiten geliehen hätte. Ach, der Krieg, diese verdammte Schweinerei! Er hat sich wohl gehütet, der Jenny irgendwas zu erzählen, sie hat genug gelitten, so wie es war, und litt noch weiter, zumal es gerade zu dem Zeitpunkt geschah, als Marie, ihre geliebte kleine Marie für immer nach Italien aufbrach mit Sandro, ihrem Mann.

Marie hatte Sandro kennen und lieben gelernt. Sie haben ja nichts dagegen gehabt, Jenny und Louis, und sie haben Sandro in ihrem Hause aufgenommen, wo er ein wenig den vermissten Pierre ersetzte. Alles wäre sicher bestens gewesen, hätte sich Sandro nur ein bisschen anpassen können. Aber er hatte Heimweh, der kleine Italiener, und er kam um vor Angst, jedes Mal, wenn er in die Grube einfahren musste, das heißt, jeden Morgen. Das war zu viel für Marie. Sie war es, ohne ihren Eltern etwas davon zu sagen, die ihn ermunterte, nach Italien zurückzukehren, wo er den Bauernhof seiner Großeltern übernehmen sollte.

Als Jenny und Louis sich endlich ein wenig beruhigt hatten von dem großen Kummer, den der Fortgang der einzigen Tochter brachte, kam die glückliche Nachricht von der Geburt des kleinen Luigi. Natürlich hieß er Louis, ihr erster Enkel, der Lausbub, aber er war zuallererst das Kind der Fabiani. Später bekamen sie eine Marinella und auch noch einen Giancarlo und ganz zum Schluss einen Giacomo. Sozusagen ganz »übliche« Namen für die Nachkommen von Jenny und Louis. Grund genug, ihnen beiden das Herz zu brechen.

Oh doch, sie hatten ihn ja eingeladen, den Louis, für diese Weihnachten. Aber um nichts in der Welt hätte er seine Jenny alleingelassen an diesem Tag, und schon gar nicht unter diesem vielen Schnee. Seine Jenny ...

Plötzlich kann der alte Bergmann seine Tränen nicht mehr zurückhalten und das Schluchzen würgt ihm die Kehle. Er steht auf, wischt sich über die Augen mit dem Handrücken, rüttelt noch einmal am Aschenkasten seines Ofens und kramt dann weiter in der Schublade der Erinnerungen. Und so kommt es, dass er ganz zuunterst das schön geschnürte Päckchen von Jennys Liebesbriefen findet. Gegen den Protest seiner Frau hat er sie alle aufbewahrt und so ist er langsam an diesem Abend an sie herangekommen. Die Standuhr zeigt halb zwölf. Schon? Dem Louis kommt das gar nicht so vor.

Wo ist nur die Zeit geblieben? Dank der Schublade der Erinnerungen hat die Vergangenheit diesen Abend überbrückt, um ihm Gesellschaft zu leisten. Die Vergangenheit hat die Gegenwart eingeholt.

-»Mein lieber Louis ...«

Diesen letzten Brief hatte Jenny geschrieben während des Krieges. Das war zu der Zeit, als der Deutsche schon geschwächt war und das nahe Ende kommen sah: da hob er alle noch tauglichen Männer für den Krieg aus in einem letzten Aufbegehren. Aber die meisten von ihnen machten sich dünn, unter ihnen auch der Louis. Sie gruben ein Loch im Hof, mitten im Lehm, einen Unterstand im Ausmaß von einem Kubikmeter, wo er sich ständig zusammengekauert aufhalten musste. Dann haben sie ihn zugrabt und, um jede Spur zu verwischen, einen Haufen Kartoffeln darauf geschüttet, der ihn von der Welt der Lebenden abschnitt. Drei Tage musste er da drin bleiben und diese drei Tage erschienen ihm wie ein Unglück ohne Ende. Die Zeit wollte nicht vergehen, er konnte kaum atmen, auch nicht mehr essen und meinte ersticken zu müssen unter all dem Schmutz. Gerade da erreichte ihn Jennys Brief durch das Rohr wie eine Gabe Atemluft.

»Mein lieber Louis, verzweifle nicht. Bitte, verzweifle unter keinen Umständen. Die Deutschen hören auf, das Dorf zu durchkämmen, sie werden bald abziehen, jeder sagt das. Gestern waren sie hier und einer von ihnen hat sogar den Jeannot hochgehoben, als er auf seinem Töpfchen saß. Wütend haben sie mit ihren Bajonetten überall herumgestochen, auch in dem Kartoffelhaufen über Deinem Versteck. Verzweifle nicht, mein lieber Louis. Ich bin nahe bei Dir, auch wenn Du mich nicht sehen kannst.«

Diesmal unterdrückt der alte Bergmann das Schluchzen nicht, das ihn schüttelt. Er lässt die Tränen seine faltigen Wangen herunterrinnen und wiederholt flüsternd: »Ich bin ganz nah bei Dir, Louis, auch, wenn Du mich nicht siehst. Ganz nah bei Dir.« Ihm war, als hörte er Jenny mit leiser Stimme zu ihm sprechen, einer Stimme, die tiefer in seinem Inneren war als seine eigene, die aus dem Grunde seines Herzens zu ihm kam. Zu dieser Stimme mischt sich, erst verschwommen, dann immer deutlicher das Läuten der Glocke der Kapelle in der Siedlung, der Weihnachtsglocke. Als Louis es gewahr wird, lächelt er traurig und wiederholt für sich selbst die Worte, die er vorhin an ihrem Grabe gemurmelt hatte:

-»S'ischt Weihnachte, Jenny, s'ischt Christtag!«

Gerade in diesem Augenblick läutet die Glocke an seiner Haustür. Louis springt auf, glaubt zuerst, zu träumen. Aber es wiederholt sich. Wer könnte denn das nur sein, zu dieser Stunde, in der Weihnachtsnacht?

-»Wer ist da?«, ruft der Alte vorsichtshalber, ehe er öffnet.

-»Ich bin's, Großvater, ich bin's. Luigi.«

Louis glaubt seinen Ohren nicht zu trauen. Zittrig entriegelt er die Tür, und jetzt glaubt er auch, seinen Augen nicht zu trauen: Im Schnee, der immer noch fällt, vermeint er, zwei vermummte, mit schweren Paketen beladene Gestalten zu sehen.

-»Herein, kommt doch herein!«

Luigi schiebt die junge Frau vor sich her.

-»Du, Luigi, Du ...«

Der alte Bergmann umarmt seinen Enkel. Er kann sich nicht fassen, bei all seinem Glück.

-»Du, Du!«

Er betastet seinen Körper, die Schultern, die Arme, er streicht mit der Hand über Luigis Gesicht, er verschlingt ihn mit den Augen.

-»Frohe Weihnachten, Großvater!«

Er drückt noch einmal seinen kleinen Jungen an sich, den Sohn von Marie, und dann murmelt er, wie zu sich selbst:

-»Du bist mein Weihnachtsgeschenk!«

Endlich löst sich der junge Mann von ihm.

-»Großvater, hier stelle ich Dir Béatrice vor.«

Louis ergreift die entgegengestreckte Hand

-»Sie ist Französin, wir haben uns in einem Ferienlager getroffen und wir haben uns lieb.

Wir werden heiraten. Großvater, Béatrice erwartet ein Kind.«

Der alte Bergmann umarmt Béatrice.

-»Meine Kinder, meine Kinder! ...

-»Wir werden uns hier niederlassen, ganz in Deiner Nähe, wir gehen nie wieder fort, Großvater.«

Louis glaubt zu träumen.

Die junge Frau hat ihren Mantel abgelegt, schnürt ein Paket auf und entnimmt einen kleinen Tannenbau, den sie auf den Tisch inmitten des Zimmers aufstellt. Louis ist zu Tränen gerührt.

-»Wartet, mein Kinder, wartet!«

Er verlässt schwankend das Zimmer und als er wiederkommt, kurze Zeit später, hält er in der Hand Krippenfiguren und stellt sie unter den Baum, Maria, Joseph und das Kind in der Krippe.

-»Da, da schau mal«, Sagt er.

-»Ist das schön!«, sagt Béatrice.

-»S'ischt Weihnachten, meine Kinder, S'ischt Weihnachten!«

Luigi hat sich dem niedrigen Tisch genähert und neben dem Bild von Jenny entdeckt er den Stapel Fotos und fragt:

-»Was ist denn das, Großvater?«

-»Ach, nichts«, sagt der Louis und nimmt seinen Enkel am Arm. »Das ist nichts.« Und nach einem kurzen Schweigen fügt er hinzu, wie im Vertrauen gesagt:

-»Das ist meine Schublade der Erinnerungen.«